

Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe

Aus Itzehoe's Vergangenheit, Stadt- u. Lebensbilder, Emma Schmidt,
Neuaufgabe 1984

Bestand: Bibliothek

Signatur: B-INV 4712



Lizenz: Creative Commons CC BY-NC-ND 4.0 Namensnennung-Nicht
Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Bei der Veröffentlichung aus dem Archivgut gewonnener Erkenntnisse ist die
Fundstelle folgendermaßen anzugeben:

Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe, Bibliothek,

B-INV 4712

Aus Itzehoe's Vergangenheit

Stadt- u. Lebensbilder
von E. Schmidt, Itzehoe



:: Druck und Verlag ::
Wilh. Jansen, Itzehoe

Gemeinsames Archiv des Kreises
Steinburg und der Stadt Itzehoe

Markt 1

2210 Itzehoe

Archiv 110

INV 4712

+

Aus Itzehoe's Vergangenheit

Meiner alten Lehrerin
„Tante Emma“ Schmidt
zum Gedenken.

Neu aufgelegt
und mit Photos illustriert
im Jahre 1984
von ihrem ehemaligen Schüler
Hermann Bollhardt

Hermann Bollhardt

Unveränderter Textnachdruck des Originals
1984
Georg Christiansen · 2210 Itzehoe

Unsere liebe Heimatstadt ist in diesem Jahr eine Jubilarin, eine Jubilarin von 1100 Jahren. Macht das hohe Alter einen Menschen mehr oder weniger zum schwachen, gebrechlichen Greise, so pflegt bei Städten das Gegenteil der Fall zu sein. Auch unser Itzehoe hat sich im Lauf der Zeiten, namentlich in den letzten Jahrzehnten, mehr und mehr verjüngt und verschönert, hat an äußerer Ausdehnung wie an innerer Bedeutung so gewaltig zugenommen, daß einerseits unsere Vorfahren das jetzige Itzehoe so wenig wiedererkennen würden, wie andererseits unsere Jugend ihre Vaterstadt von anno dazumal. So sei es denn einem alten Itzehoer Kinde vergönnt, einige kleine Stadt- und Lebensbilder aus der Erinnerung zu zeichnen.

Die Breite-Straße war auch vor 50 Jahren die Hauptstraße, aber wie ganz anders sah sie aus, als jetzt! Von großen Läden mit prächtig dekorierten riesigen Schaufenstern keine Spur! Ganz bescheiden zogen die kleineren Geschäfte sich in die hinteren Räume des Hauses zurück, nur bei Kaufmann Schnell, in dem Eckhause an der Kirchen- und Breite-Straße, bei Bäcker Asmus, schräg gegenüber und bei zwei oder drei andern Handlungen bekam man hinter den kleinen Vorderfenstern etwas von dem zu sehen, was den Kauflustigen an Schätzen dargeboten wurde. Bei Bäcker Asmus waren es u. a. kleine, zierliche, goldgelbe Plätzchen, wie wir sie später nie wieder gegessen

haben. Der Meister hat sein, uns damals unübertrefflich scheinendes Rezept wohl mit ins Grab genommen. Hier lächelt vielleicht manche liebe Leserin und wird es sich kaum vorstellen können, daß damals die Mohr'sche Konditorei die einzige am Orte war, und daß uns Kindern die meisten ihrer Herrlichkeiten so verborgen blieben, daß wir sie höchstens vom Hörensagen kannten. Nur dreimal im Jahre, während der beiden Jahrmärkte, die eine ganze Woche währten, und zur Weihnacht, fand eine gefüllte Tüte in Vaters Rocktasche ihren Weg von dort zu uns, im Markt mit braunen und weißen Pfeffernüssen, so groß wie ein Fünfmartstück und viermal so dick, zur Weihnacht mit Hähnen, Schweinen und Mäusen, Damen und Herren aus weißem Kuchenteig, schön rot an Wangen, Mund und Nasen, mit goldenen Ordenssternen, die aber oft irgendwo saßen, wo sie unmöglich hingehörten. Das war alles, womit wir in einem Jahre die Firma Mohr in Nahrung setzten; ob aber all die ff. Erzeugnisse der jetzigen Backkünstler mit mehr Freude begrüßt wurden und trefflicher mundeten, als unsere Pfeffernüsse und Kuchenmänner, das bezweifle ich sehr.

In einem der oben genannten Geschäftshäuser habe ich 4 Jahre meiner Kindheit verlebt. Man erzählte mir, daß ich oft weinend vor der „himmelshohen“ Treppe gestanden, weil meine zweijährigen Beinchen nicht allein mit ihr fertig werden konnten. Dann erbarmte sich meiner zuweilen der jüngste Lehrling, dessen lange Beine dies ungewohnte Kunststück auch nicht bemeisterten. War er, was

gar nicht zu den ungewöhnlichen Ereignissen gehörte, einmal wieder mit den Händen zuerst unten angelangt, dann begrüßte sein älterer Kollege ihn liebevoll: „Na Klaas, lews noch?“ Einmal wurde mit ihm eine Schieblade voll Kaffeebohnen in dieser Weise hinunter befördert. Da kam's aber schlimmer. Drohend, die runden Arme in die Seite gestemmt, stand die Küchenfee vor dem armen Sünder: „Töm Du, dat segg ik nah!“ Klaas aber leet sik nich verblüffen. „Klaffer Du man to; ik weet of wat vun Di!“ war die prompte Antwort. „Klaaslewsnoch“, wie er noch lange genannt wurde, ist später ein tüchtiger Kaufmann geworden; sein Geschäft gehörte zu den besten in Itzehoe.

Von den Persönlichkeiten, die uns Kindern sehr interessant waren, habe ich besonders die in der Erinnerung, derer man oft auf den Straßen ansichtig wurde, so den alten, ja uns uralt scheinenden Ausrufer Glaszhof. Ich könnte es malen das kleine verhugelte Männchen mit dem langen weißen Bart und dem fast bis auf die Füße reichenden braunen Rock, wie er mit seinem Stock durch die Straßen stapfte, und alle 20 Schritt seine zitterige Stimme erschallen ließ: „Afchoon von Dischen, Stöhl, Schappen, Kommoden, Klee-dungsstück, Kökengerät und allerhand Momobilen, hüt morgen kloek negen up'n Raathus!“ — War irgendwo Feuer gewesen, bei dem jeder Hausbesitzer mit seinem ledernen „Noteimer“ und einer Laterne zu erscheinen verpflichtet war, um löschen zu helfen, bis die Spritze von den Spritzenleuten

herangeschleppt kam, so erhielt das Programm des Alten eine neue Nummer: „Morgen früh Klock negen kann jedereen sin Notammer werrer halen!“ Das war zwar ein ganz anderer Text aber die Melodie war dieselbe.

Ein „Ausrufer“ anderer Art, der aber viel seltener erschien, ist auch unvergessen. Wie stürzten wir Kinder ans Fenster oder noch lieber auf die Straße, wenn sein „Pupplapupp!“ erscholl und wie schauten wir voll Bewunderung auf das lange Brett voll bunter Papageien und anderer weißer Gipsfiguren, das der Mann auf dem mit einem runden Rissen bedeckten Kopfe trug und das wohl wippte, aber nie kippte, eine Tatsache, die uns schier unbegreiflich schien. Und dann Grawehl, der Hüne mit der Grabesstimme, der in jedem Jahrmarkt die liebe Straßenjugend in Scharen um sein Riesenschild lockte: „Meine Herrschaften“ — —. Wenn die „Herrschaften“ dann, Mund und Augen aufreißend, in der gewünschten Verfassung waren, begann er seine Rede, zu der als passende Begleitung: „In des Waldes düstern Gründen“ gedreborgelt wurde. „Meine Herrschaften hier sehen Sie —“ und nun wurden die schaurigen Bilder mit den schaurigsten Worten und Mienen vorgeführt, bis uns eine gruselige Gänsehaut nach der anderen über den Rücken lief. Eines der beliebtesten war eine grauflüge Mordszene, die Herr Grawehl mit folgenden, in herzerreißenden Tönen gesungenen Versen erklärte: „Die Mordtat ist am Rhein geschehn — im Jahre 1810 — sie hat ihr

Kind, sie hat ihr Kind — mit einem Messer durchgefidelst.“

Ein Gegenstück zu dem langen Grawehl war ein kleines altersgraues Weiblein, das ebenfalls eine große Anziehungskraft auf die Straßenjugend übte, und von ihr „Mutter Maasch mit den Nagel in den Foot“ getauft worden war. Es ging von ihr nämlich die „fromme Sage,“ daß sie einmal einen Schlachterladen um eine dicke Wurst (andere behaupten sogar um einen Schinken) hätte leerer machen wollen. Dabei mag's ihr vielleicht ergangen sein wie dem Fuchs in der Fabel: „Sie springt, sie springt und immer noch; die Würste hängen ihr zu hoch,“ jedenfalls soll sie ohne Wurst in der Tasche, aber mit einem Nagel im Fuß wieder aus dem Laden herausgekommen sein. Um ihrem Gedächtnis zur Bewahrung dieser schönen Erinnerung zu Hilfe zu kommen, hatte man ihr dann diesen Ehrentitel erteilt. Mutter Maasch war wohl bei den bekannten Hamburger Fischfrauen in der Lehre gewesen, oder hatte sich anderweitig eine Auslese der saftigsten Schelt- und Schimpfwörter aufgetan, die sie nun bei jeder Gelegenheit mit einer bewunderungswürdigen Zungenfertigkeit zum Besten gab, zum größten Gaudium der sie lachend und schreiend verfolgenden Jungen, die sie durch Zerren an ihrem bunten Kopftuch, oder durch Entreißen ihres Krückstodes zu immer neuen Ergüssen reizten. Einmal kam der kürzlich neu eingeführte Pastor des Wegs. Mit sprachlosem Entsetzen hörte er einige Augenblicke Mutter

Maasch zu, dann trat er zu ihr und mahnte freundlich: „Aber, liebe Frau, Sie müssen doch nicht so schelten!“ „Wat scheert em dat, gah he sien Weg!“ Ichrie die in ihren Rechten sich tief gekränkt führende Alte ihn an, und ließ über den ganz erschrockenen Seelenhirten eine solche Flut von Schmähreden los, daß er schleunigst den Rückzug antrat.

Es werden wohl nicht viel Leute leben, die ihn, den sehr geachteten und geliebten Pastor Jessen, noch gekannt haben. Er wohnte in dem Pastorat in der Wallstraße, das im Jahre 1856 bei dem Brande der Zuckerfabrik mit eingäschert und nicht wieder aufgebaut wurde. Damals wohnte aber nicht er mehr, sondern sein Nachfolger Pastor Bersmann darin, der erst als „Diakonus“, dann als „Archidiaonus“ und zuletzt als Hauptpastor und Kirchenpropst bis zum Jahre 1873 unserer Gemeinde gedient hat und bei ihr in dankbarer Erinnerung fortlebt. Alle, die seine trefflichen, packenden und herzswarmen Predigten noch gehört haben, werden sie nicht vergessen können. Währten sie auch lang, selten weniger als eine Stunde, oft mehr, und wurde man im Winter in der ungeheizten Kirche auch zuweilen eisigkalt, der hochbegabte, von heißer Liebe zum Herrn und zu seiner Gemeinde erfüllte Mann wußte die Hörer so zu fesseln, daß alle äußeren Unannehmlichkeiten vergessen wurden. Als der geliebte Seelsorger sein 25jähriges Amtsjubiläum beging, hätte seine Gemeinde ihm so gern Gaben dankbarer Liebe gebracht, aber er hatte sich alle dringend verboten.

„Ich möchte nicht“, sagte er bei der Gelegenheit auf der Kanzel, „daß mein Herr einst zu mir sagen müßte: „Du hast Deinen Lohn dahin.“ Auch die später beabsichtigte Stiftung seines lebensgroßen Bildes für die Kirche hat er sich entschieden verboten. Aber die Liebe ist erfindersch. Was man ihm persönlich nicht bringen durfte, sollte sein geliebtes Gotteshaus erhalten: die Beleuchtung wurde eingerichtet, und als am 1. Advent der erste Abendgottesdienst in der strahlendhellen Kirche gehalten wurde und Pastor Bersmann seiner, sie bis an den letzten Platz füllenden Gemeinde tief bewegt zurief: „Aus all den Lichtern leuchtet mir eure Liebe ins Herz,“ da wußten alle, daß ihm keine größere Freude hätte bereitet werden können. Von der Zeit an wurden regelmäßig an jedem Freitag Abendgottesdienste gehalten, von Advent bis Ostern, und wie wurden sie besucht! Fast besser als die sonntäglichen, von denen der zweite um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr freilich auch zu recht unbequemer Zeit lag.

Daß unsere Kirche damals von innen wie von außen nicht annähernd so schön war, wie jetzt, wird noch vielen erinnerlich sein, ebenfalls, daß der stumpfe Turm und ein Teil der Orgel durch einen fogen. kalten Schlag (ich meine im Jahre 1861) erheblich beschädigt wurden. Nicht wenige werden wohl auch noch die Festgottesdienste mitgefieiert haben, die alle 2 Jahre im September in Anlaß der hier tagenden Propstei-Synode abgehalten wurden. Der Kantor und Hauptlehrer hatte mit seinen Mädchen dazu stets einen be-

sonders schönen und recht schwierigen Festgesang eingeübt, dessen Text einige Tage vorher, auf großen Zetteln gedruckt, in der Gemeinde verteilt wurde. Wir Kinder waren in nicht geringer Aufregung, wenn wir, von der Orgel herab, den langen Zug sämtlicher Pastoren der Propstei in ihren Talaren herankommen und im Mittelsteig auf Stühlen Platz nehmen sahen, sollten sie doch die Kritiker unserer gesanglichen Leistungen sein. Wie glücklich waren wir dann, wenn unser geliebter Lehrer das Lob, das nur zu wohlverdiente, das ihm für seine großen Mühen gespendet worden, mit uns teilte.

Erst im Jahre 1882 erhielt die Kirche eine Heizvorrichtung und zwar durch vier große Ofen; zugleich wurde der Fußboden und das Gestühl erneuert. Die jetzige Heizanlage fällt zeitlich mit der inneren Ausschmückung der Kirche und der Erbauung der Turmspitze zusammen.

Lehrer und Schüler hatten es damals insofern besser als die jetzigen, daß erstere 3 und mehr Jahre dieselben Kinder zu unterrichten hatten; sie lernten einander dadurch ganz anders kennen und wuchsen fester in Liebe zusammen. Vor etwa 50 Jahren hatte Itzeho nur 3 Knaben- und 3 Mädchenklassen an der Bürgerschule; erstere in der Neustadt in der kleinen engen Schulstraße, die jetzt mit zum Marktplatz gehört. Die 1. wurde von dem Rektor, einem Theologen, die 2. von dem „Rechenmeister“, die 3. von einem unbetitelten Lehrer verwaltet. Die 1. und 2. Mädchenklasse hatte ihr Heim am Gerberhof, dort, wo

jetzt das Evelinienstift steht. An ihnen waren der Kantor bezw. der Organist angestellt, während der Küster seine kleine Schar am Ende des Gerberhofs in einem Gebäude — Haus wäre zuviel Ehre dafür — unterrichtete, über dessen hygienische Verhältnisse unsere Kreisärzte wohl entsetzt gewesen wären. Ein weiteres sogenanntes Schulhaus bei der „Neuen Binde“ stand in dieser Beziehung noch viel tiefer unter Null; dennoch wurde es, bei Ueberfüllung der Unterklassen benutzt. Außer der Bürgerschule hatte unsere Stadt noch eine Armen- und Fabriksschule in der großen Paaschburg (jetzt Drogist Bud). Hier wurden die in den Fabriken tags über beschäftigten Kinder abends von 6 bis 8 Uhr unterrichtet. Dürfen wir uns wundern, daß die Lehrer oft bitter über Unaufmerksamkeit und Unlust ihrer Schüler klagten, die vor Müdigkeit nach der anstrengenden Arbeit in den dumpfen Fabrikräumen einschließen. Die armen Kleinen! Dieser Schule schräg gegenüber bestand lange Jahre das „Privat-Institut“ der Madame Kustor, (jetzt Klempnermeister Kickers.) An welcher Bildungsanstalt diese ehrenwerte Dame die Befähigung für ihren Beruf erworben hatte, ist wohl keinem Sterblichen bekannt geworden; sie unterrichtete die kleinen A-B-C-Schützen, die auf niederen Schemeln in drangvoller Enge zusammenhockten, wohl nach ureigenster Methode. Dabei wurde ein nachahmungswerter Eifer von Lehrerin und Schülern entwickelt. Tag für Tag erquickte der als Vorübung des Leselernens betriebene Chorgesang: b, a — ba, a, b — ab,

b, e — be, e, b — eb, h, i — bi, i, b — ib,
b, o — bo, o, b — ob, h, u — hu, u, b — ub,
und so weiter durch sämtliche Vokal- und Konso-
nantenverbindungen hindurch, die Ohren der An-
wohner und der Vorübergehenden. Und auch
diese Kinder haben Lesen gelernt! Ich weiß nicht,
ob der kleine rundliche Schlachtermeister in der
Krämerstraße, der jeden Sonnabend mit der sauber-
sten Fleischmulde und weißer Schürze in meinem
Elternhause antrat, um „nach Befehlen der Herr-
schaft“ zu fragen, zu Madame Kustors Zöglingen
gehört hat, es mag aber wohl sein, denn seine
ungewöhnliche Zungenfertigkeit ließ auf eine der-
artige Vorübung schließen. War Meister Hansen
nach eingehendster Darlegung der vielen Vorzüge
des fleischlichen Inhalts seiner Schlachtermulde
bei allerlei wissenschaftlichen Problemen angelangt,
über die er oft die wunderbarsten Ansichten ent-
wickelte, so pflegte er zum Schluß die noch wunder-
barere Versicherung zu geben: „Joh, joh, ik fun
all in de School deklinceeren as en Bauchredner.“

Eine eigenartige Persönlichkeit war auch die
sangeskundige Luise K Ihre schöne
Stimme brachte ihr schon in der Schule manches
Lob, leider aber war bei den ärmlichen Verhält-
nissen der Eltern an eine Ausbildung derselben
nicht zu denken. Konnte Luise denn nicht als
Opern- oder Konzertsängerin ihre schöne Gabe
verwerten, so tat sie es in anderer Weise. Sie
ging in die Wirtshäuser unserer Stadt, nament-
lich in das am Sandberg belegene, dem späteren
Besitzer von „Stadt Hamburg“ Herrn Hellmundt

gehörige, und sang den Gästen vor; aber nicht
allerlei Gassenhauer oder Lieder zweifelhafter
Sorte; nein, es war immer eins und dasselbe,
es waren — die 10 Gebote, aber in Reimen
und wahrscheinlich nach eigener Komposition. Bei
einem jeden lautete der Schluß:

„Drum tue, was Gott haben will!

Den Rat den geb' ich dir.“

Seltam genug mag diese eraste Mahnung oft
zu den lauten Reden und wohlfeilen Witzen der
Gäste gestimmt haben, vielleicht hat sie bei dem
einen oder anderen doch gutes gewirkt.

Zu den kleinen Abwechslungen, die das sehr
einfache Leben im lieben Elternhause zuweilen
angenehm unterbrachen, gehörte ein Klub, den
unser Vater mit einigen Freunden im Winter
an einem Abend in der Woche hatte. Die vier
Herren vergnügten sich mit einem Spiel, Tarok
genannt, zu dem ganz eigenartige, lange Karten
mit wunderlichen Namen, wie Skie, Kawall und
so weiter, benutzt wurden. Wir Kinder sahen
dem Abend, der uns den Klub brachte, immer
sehr fröhlich entgegen, brachte er doch allerlei
besondere Genüsse mit sich, unter andern die,
daß wir Mutter bei der Bereitung des Abend-
brots helfen durften, ich, als die jüngste, freilich
nur durch Zusehen. Daß zum Lohn hier und
da ein Schnippelchen vom Belag für uns abfiel,
machte die Sache besonders interessant. Eine
regelmäßige Beigabe war eine Glasschale voll
bunt verziertem Heringsalat, der für mich der
höchste der Genüsse war (und es beinahe noch

ist). Eine weitere Freude war die festliche Beleuchtung des Spieltisches. Anstatt des einfachen Leuchters mit dem dünnen wackeligen Talglicht, das mit einem sehr sinnreich erfundenen Schieber immer weiter nach oben befördert wurde, bis das letzte kleine Ende stolz auf dem sogenannten Profitchen thronte, und das jeden Augenblick mittels einer Lichtschere vom Desel befreit werden mußte, wurden schöne gelbe Leuchter mit dicken Stearinkerzen aufgestellt und das blanke Schnäuzinstrument ruhte sogar auf schmucken Bricken. Was würde unser Geschlecht, dem Gas und Elektrizität nicht mehr hell genug leuchten, wohl zu einer solchen „Illumination“ sagen! Ein drittes Vergnügen für uns war endlich das Zusehendürfen beim Spiel, freilich unter der Bedingung völligen Schweigens; aber unter Umständen kann das auch ein Genuß sein. Wohl verstanden wir nicht das mindeste vom Spiel selbst, aber die schon erwähnten seltsamen Karten, allerlei Fremdwörter, die uns sehr imponierten und gelegentliche kleine „Rappeleien“ waren Stoff genug zum Amüsieren, und daß die Herren selbst dies auch wohl finden mußten, bewies manch fröhliches Gelächter. Besonders war es der eine Mitspieler, der alte Rechenmeister W . . . , der die Lachmuskeln seiner Freunde in Tätigkeit zu setzen mußte, ohne selbst auch nur eine Miene zu verziehen. So mahnte er einmal seinen Partner: „Aber, Lieber, Du mußt doch à tout spielen!“ „Ich hab' ja keine,“ sagt der etwas ärgerlich. „Tuut nichts!“ war die lakonische Antwort. Da lachten wieder alle.

Hier möchte ich noch eines alten treuen Hausfreundes Erwähnung tun, des langjährigen Besitzers von „Eichthal“, D . . . , der in jedem Winter Dienstag für Dienstag, pünktlich um 8 Uhr bei uns eintrat, das kahle Haupt mit einer Perücke, die Hand mit einer kleinen Laterne bewaffnet. Und was trieb ihn durch Nacht und Nebel, oft durch Sturm und Schnee her? Eine, oder einige Partien Schach, die er noch dazu fast regelmäßig verlor, und ein paar Bratäpfel, oder braune Kuchen, die unser mitleidiges Mütterchen als „Trostpreis“ für ihn bereit hielt. Fast ausnahmslos eröffnete eine kleine Rede des guten Alten die „Sitzung“. Er war so eine Art lebendiger hundertjähriger Kalender, und wir erfuhren z. B., daß heute vor soundsoviel Jahren, der soundsovielfte Geburtstag des soundsovielften Prinzen zu Neuß gewesen sei.

Einer kleinen Episode aus meiner Kindheit, die mir höchst bedeutungsvoll war, und mir durch die großartigen Vorbereitungen für die diesjährige Jubiläumsfeier lebhaft ins Gedächtnis gerufen wurde, möchte ich noch kurz gedenken. Am 10. Nov. 1859 sollte Schillers 100jähriger Geburtstag würdig gefeiert werden durch ein Konzert der Semlerschen Kapelle, Vorträge der Liedertafel, Deklamation der „Glocke“ und ein lebendes Bild, alles in dem großen Saal der „Tonhalle“ (jetzt Baumanns Gesellschaftshaus). Zu legerem war, außer einigen anderen Mädchen, auch meine Kleinigkeit befohlen worden. Es wurde geübt und geprobt, und dann zitterten

wir dem großen Augenblick entgegen. In weißen Kleidern mit bunten Schärpen umstanden wir die mit einem welken Lorbeerkranz geschmückte Schillerbüste. Da brauste Schillers Lied „An die Freude“ durch den gefüllten Saal. „Diesen Ruf der ganzen Welt!“ — ich freute mich, nichts von dem abzukriegen —. Dann rauschte der Vorhang in die Höhe und nun — — —! Das größte Mädchen nahm Schiller den welken Kranz ab, das jüngste setzte ihm einen frischen Lorbeer auf, beides mit unglaublicher Geschwindigkeit und wir andern standen als stumme Zeugen dieses großen Aktes daneben und wagten vor Ehrfurcht kaum zu atmen. Ein stürmisches Händeklatschen im Publikum machte unserer feierlichen Stimmung jäh ein Ende; ich fand diesen Spektakel höchst unpassend und durchaus unmotiviert. Dann fiel der Vorhang und das „lebende Bild“ durfte hinter den Kulissen verschwinden. Ich denke wieder, was man wohl jetzt zu einer solchen „Schillerfeier“ sagen würde!

Wieder und wieder hörte man im Juni das schöne Festgewand, das unsere Stadt zu ihrer Jubelfeier angelegt hatte, bewundernd preisen. Mit Bedauern sah man dann, wie sie ihres Schmuckes wieder entkleidet ward. Und doch, vergegenwärtigt man sich ihr Bild, wie sie es vor 50 Jahren bot, dann erscheint ihr Alltagsgewand noch wie ein Sonntagskleid. Wanderte man damals durch die Straßen, so tat man gut, sich mit festem, dicksohligem Fußzeug zu versehen, damit die Füße nicht allzu schmerzliche „Eindrücke“

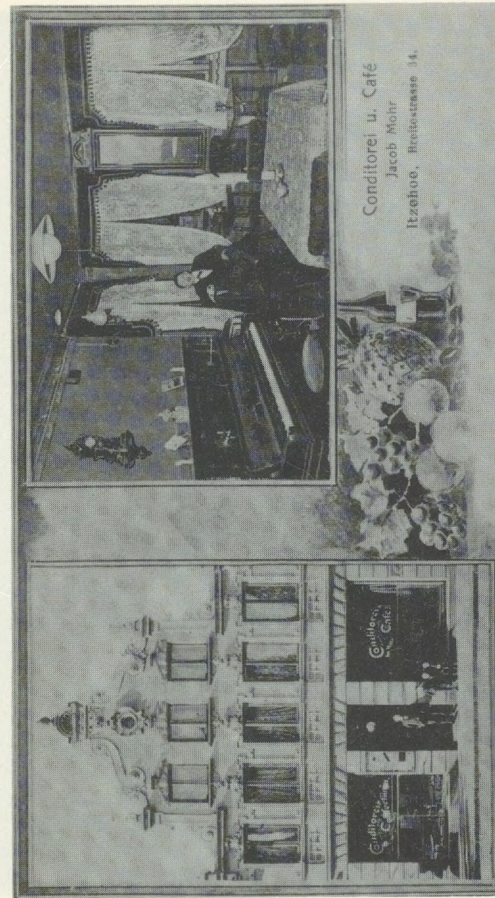


Bild zu Seite 4
Café Mohr, Breite Straße

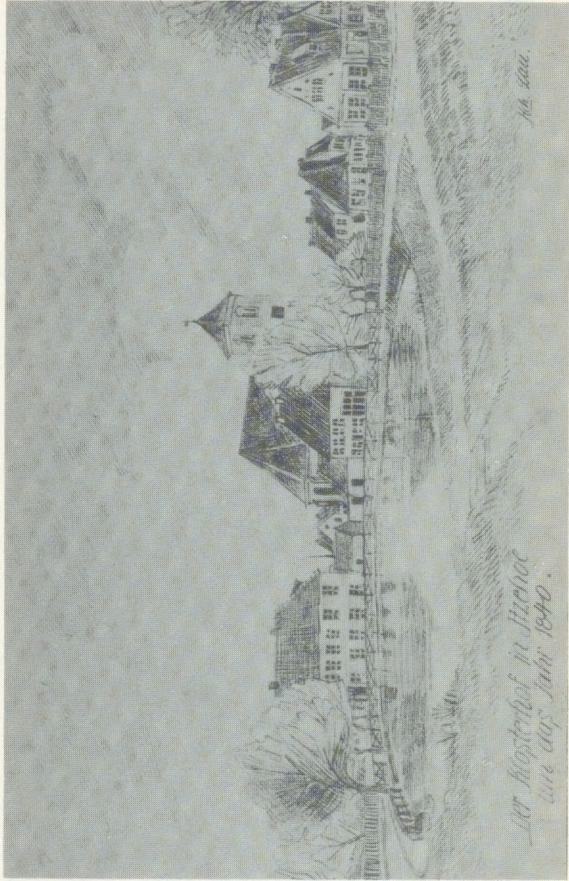


Bild zu Seite 8
Kirche mit stumpfen Turm vor 1840

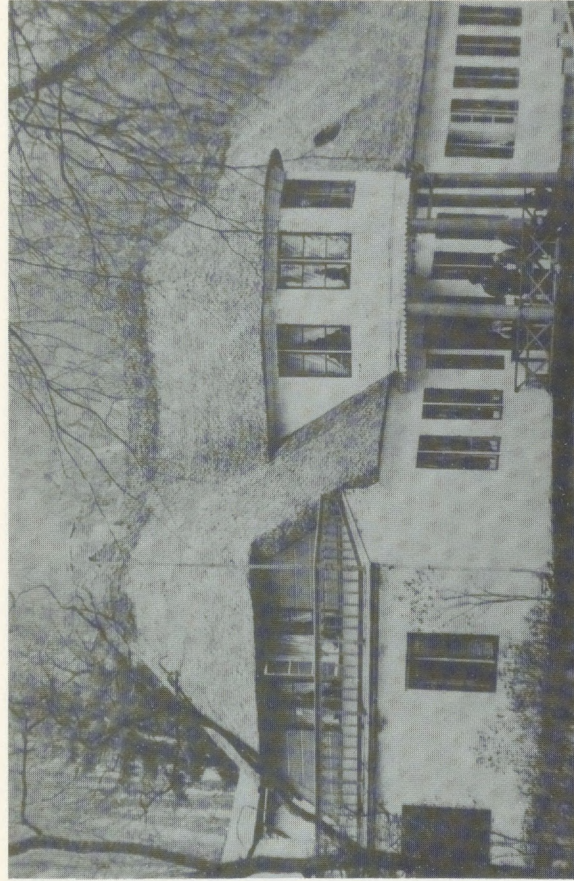


Bild zu Seite 15
Gaststätte Eichthal

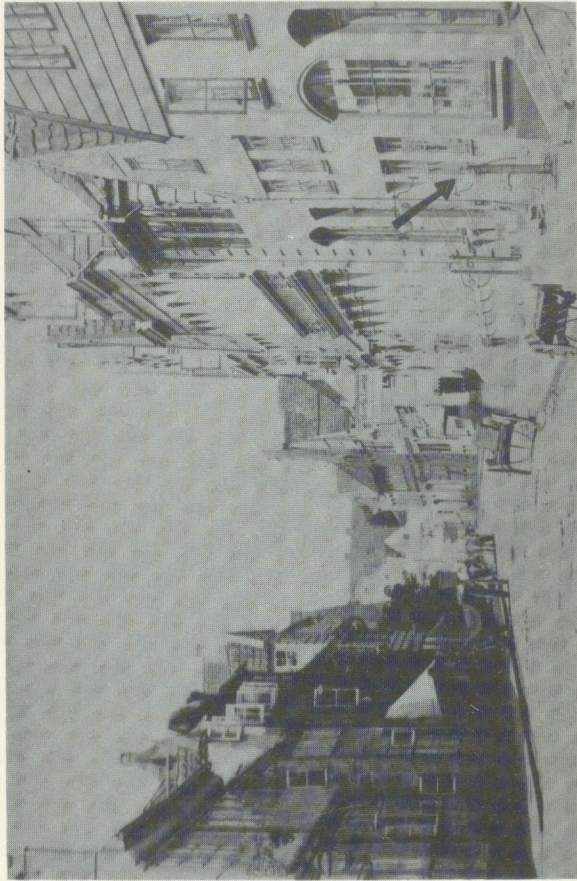


Bild zu Seite 18
Pumpe am Hagedorn unterer Sandberg

von den sog. „Pfeffernüssen“ erhielten, die in rundlicher Fülle und angenehmer Abwechslung Fahrdamm und Bürgersteig zierten. Auch die Minusteine hielten es, im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit, durchaus nicht für nötig, sich schämig in die Erde zu verkriechen; ihre schlammigen Wässerlein gaben vielmehr dem Wanderer zu beiden Seiten fröhlich das Geleit, kreuzten auch gelegentlich seinen Pfad, so z. B. in der Großen Paaschburg bei der „Neuen Welt“, jetzt „Jhehoer Hof“. Dort schwoll er oft zu so stattlicher Fülle an, daß wir Kinder, ihn als Nebenfluß der Stör betrachtend, kleine Schifflein, nämlich Strohhalme oder Papierschnitzel, darauf schwimmen ließen und uns weidlich „högten“, wenn die Damen, mit hochgerafften Kleidern, einen mehr oder minder eleganten Sprung wagten, um nur trockenen Fußes das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Noch viel schiffbarer war der Graben längs der „Bleiche“, der jetzigen Stiftstraße, über den, ebenso wie auf dem früheren Brook, kleine Stege in die daran grenzenden Gärten führten. Er mündete in den Mühlengraben, der den Anwohnern der Breitenburger Straße noch jetzt, wie einst, zeitweilig in rührender Anhänglichkeit besondere Genüsse bereitet. Er gehörte bis zum Jahr 1868 zu dem Grundstück Breitestraße 48, die Malzmühle genannt. Die Ländereien hinter diesem Graben, hinter dem Kaiserdenkmal bis „Grünthal“, gehörten vor hunderten von Jahren ebenfalls zu dem genannten Grundstück, deshalb heißt es heute noch die Malzmüllerwiese. Mitten

auf dieser Wiese, befand sich ein tiefer Brunnen, und aus ihm holten sich die Neustädter ihr Trinkwasser. Abend für Abend kamen, gerade wie einst zu Isaaks und Jakobs Zeiten, die Frauen und Mädchen aus der Stadt, um Wasser zu holen; nur trugen sie es nicht in einem Krug auf dem Kopf, sondern in großen hölzernen Eimern, die mittels Haken und Kette an der „Tracht“ hingen, die auf den Schultern lag. Die Altstädter hatten es etwas bequemer; ihnen boten verschiedene Pumpen ihren nassen Inhalt dar, so eine in der Feldschmiede neben dem Hause Nr. 9, auf dem Klosterhof, dem sog. „Kleinen Klosterhof“, vor dem, jetzt von unserem Dichter Fehrs bewohnten kleinen Idyll, und endlich auf dem „Hagedorn“, dem Kreuzungspunkt der vier Straßen: Breitestraße, Sandberg, Kirchenstraße, Mittelstraße, welsch letztere aber noch längst nicht existierte. Um diese Pumpe gruppierten sich auch am Wochenmarktstage die Butterfrauen mit ihren sauberen Körben voll köstlicher, frischer, im Sommer goldgelber Butter. Und wie war die billig! 6 Schilling (40 Pf.), im Winter 7 oder 8. Ach, wie schmeckte solch ein Butterbrot! Wurde es dann noch mit Schnitten von Meister Hansens, des bauchrednerischen Schlächters in der Krämerstraße, vortrefflichen Leberwürsten belegt, dann hätte, glaube ich, sogar unser Kaiser es nicht verschmäht. Und diese Leberwürste kosteten nur 1 Schilling das Stück! O, glückliche Zeiten, wo seid ihr geblieben!

Uebrigens besaß Isehoe auch vor 60 bis 70 Jahren eine Meierei, Holländerei genannt, die

freilich nicht verschiedenen Genossenschaftern, sondern, soviel ich weiß, dem Kloster gehörte, und auch dort ihren Wohnsitz hatte. Ein Pächter, Möller mit Namen, verwaltete den Betrieb; er haufte in dem jetzt von den Gräfinnen zu Rankau bewohnten Hause, dem Denkmal gegenüber; die Meierei befand sich etwas weiter links. In mächtigen Holzeimern mit blitzblanken Messingreifen, außen grün, innen scharlachrot, die zu beiden Seiten eines eigenartigen, sehr langen Wagens hingen, wurde die Milch herbeigeschafft, um dann in der riesigen Buttermaschine, die durch Pferdekraft getrieben wurde, verarbeitet zu werden. Wenn abgebuttert war, kletterte die dralle Meierin die Leiter empor und schöpfte mit einem großen Schleef die Butter in das Knetfaß. Dies war ein besonders interessanter Akt für die unten mit ihrem Eimerchen wartenden Kinder, die für einen „Sechseling“ ein großes Maß voll der köstlichen dicklichen Buttermilch einheimsten, auf der die gelben Butterklümpchen schwammen. Die gab es dann häufig mittags als Vorspeise und zwar mit den großen Kringeln von Bäcker Behrens, die so hart waren, daß nur ein tadelloses Gebiß mit ihnen fertig wurde, das dann aber auch mit wahrer Wonne sie zerknapperte. Armer alter Freund, wie deutlich sehe ich dich noch vor mir, mit deinem stillen freundlichen Gesicht, mit deiner völlig lautlosen Sprache, die dein schweres Kehlkopfleiden verriet. Du folgtest deiner einzigen Tochter bald ins frühe Grab und du fehltest uns immer, wenn wir dein Haus mit der runden Vordermauer (jetzt Bäcker Starck-

johann) betreten. Der Volksmund nannte dies eigenartige Haus mit seinen drei Schornsteinen „die Rundbäckerei mit der Dreieinigkei“, und eine andere Sorte Kringle, kleine runde Eierkringle, die auch eine Spezialität des Meisters waren: „Schiebelatten“. Eine schwere Operation, die der Kranke ohne Narkose standhaft ertrug, konnte leider keine Hilfe bringen. Die Witwe überlebte ihn noch viele Jahre und führte das Geschäft bis in ihr hohes Alter fort.

Später, als die Meierei auf dem Klosterhof verschwunden war, holten wir, auch ich oftmals, die Buttermilch aus Sude, das von uns dafür mit dem Namen „Buttermilchfestung“ beehrt wurde. Ad vocem Sude! „Ja, wo ist es denn eigentlich?“ würdet ihr lieben Leser sicherlich gefragt haben, wenn ihr damals mit mir hinausgepilgert wäret. Nun, wir wollen einmal sehen, ob wir es finden können. Die Feldschmiede war dort zu Ende, wo jetzt die Herberge zur Heimat steht. Dann ging es auf der Chaussee weiter. Zuerst am „Suder Teich“ vorbei, der sich ungefähr bis zur jetzigen Brückenstraße erstreckte und der jährlich eine sehr ergiebige Schilfernte lieferte. Rechts interessierte uns von den wenigen Häusern besonders ein langes, einstöckiges Gebäude (jetzt das Haus der Witwe Mührenberg) in dem der Weber Wunderlich wohnte. Ob er seinen wunderlichen Namen mit Recht führte, das weiß ich nicht; wir Kinder waren jedenfalls überzeugt davon und bedauerten sehr, weder ihn noch seinen Webstuhl je zu Gesicht zu bekommen. Er verfertigte in seiner

Schnellweberei hauptsächlich bunte Baumwollstoffe, die zu Bettbezügen und Oberhemden gebraucht wurden. Weiße Bezüge der Decken und Kopfkissen waren damals ein Luxus, den sich nicht viele leisteten. Dann gab es kein Haus mehr außer dem 1853 erbauten Häuschen des Chausseewärters und einem anderen links von der Landstraße. Die beiden nächsten, den jetzigen Suder Tannen gegenüber, wurden einfach „die Bauernhäuser“ genannt (sie stehen noch); da hatten wir Sude. Meistens gingen wir aber nicht längs der Chaussee, sondern einen Fußsteig, der an der andern Seite des Teiches entlang durch das kleine Gehölz von „Leesenhöhe“ in das Dorf führte, und zwar an dem Schulhaus vorüber, in dem Lehrer Rohardt in einer einzigen Klasse das Schulzepter über seine kleine Schar schwang, und nebenbei eine weit größere Schar fleißiger Bienen hegte und pflegte. Dies stille kleine Schulhaus erlangte einmal eine gewisse Berühmtheit: es war der Schauplatz eines Verbrechens geworden. Diebe waren in Abwesenheit des Hausherrn dort eingebrochen, hatten die unglückliche Lehrersfrau in einen großen Koffer gesteckt und den schweren Deckel zugeschlagen. Wäre der heimkehrende Gatte nicht durch ein leises Wimmern auf die richtige Spur geleitet worden, würde die arme Frau, die schon das Bewußtsein verloren hatte, kaum noch zu retten gewesen sein. So wurde durch Gottes Gnade die Mutter der großen Kinderchar erhalten. Außer dem Schulhause finden wir noch einige Bauernhäuser und Katen, alles übrige, jetzt so

dicht bebaute und reich bevölkerte Land, war Wiesen und Felder.

Diese erstreckten sich bis hin zu unserer Neustadt. Ein schmaler Fußsteig führte hindurch, zuletzt über den schon erwähnten Brook, auf dem wir jetzt in der Viktoriastraße, an all den schmucken Bauten vorüber, zum Bahnhof wandern. Vom Brook mußte man, um in die Stadt zu gelangen, die Schweinsbrücke passieren, hatte sich dabei gelegentlich mit einem guten Maß Geduld zu versehen, wenn diese Zugbrücke einem vor der Nase aufgezogen wurde, und das Schiff, oder gar mehrere, sich gemächlich Zeit ließen. Durch die enge Schulstraße auf dem Marktplatz angelangt, zog in den 60er Jahren die St. Nikolai-Kapelle noch oft die Blicke an. Das kleine Kirchlein war ja seit vielen Jahren kein Gotteshaus mehr, sondern ein Gefängnis und es hatte zwei Mörder beherbergt: Johann Lau und den durch seinen entsetzlichen achtfachen Mord bekannten Timm Thode, beide aus Beidenfleth gebürtig. Von letzterem hörten wir nur mit Grausen, besonders wenn die Anwohner erzählten, wie sie den wohl von furchtbaren Gewissensqualen gemarterten Unglücklichen hätten schreien und toben hören hinter seinem mit dicken Eisenstäben verwahrten Zellenfenster. Zuletzt aber ist er ganz still geworden. Unser geliebter Propst Versmann, der ihn, abwechselnd mit seinem Amtsbruder Pastor Jesh jun., fleißig besuchte, hat in seinem „Sonntagsboten“ ausführlich über die letzten Lebenstage dieses armen Sünders berichtet.

Er wurde auf dem Hofe des Zuchthauses in Glückstadt hingerichtet, nachdem er ein reumütiges Bekenntnis seiner furchtbaren Missetat abgelegt und, wie sein Seelsorger mit freudiger Zuversicht glaubte, den Frieden der Vergebung unter dem Kreuz seines Heilands gefunden hatte.

Der andere Mörder, Johann Lau, wurde in der Nordoer Heide, dort, wo jetzt die Ahlertsche Mühle steht, hingerichtet.

Ein anderes, am Marktplatz belegenes Gebäude, der Ständesaal, war zeitweise von Bedeutung, nämlich dann, wenn die schleswig-holsteinische Ständeversammlung dort tagte. Freilich, manchem biederen Bürger, leuchtete es wohl nicht ein, warum die Ständeherrn, wie sie genannt wurden, täglich so viel Geld dafür bekamen, daß sie einige Stunden im Ständesaal saßen.

„In Hizho, seggt he,
An de Stör, seggt he
Sitt de Lüüd det Abens vör de Döhr,
seggt he.
Sitt de Stänn, seggt he,
Up de Bänk, seggt he,
Kriegt Di Seten (!), seggt he
Un Gedränk.“

So macht einer seinem geheimen Aerger Luft. Ob es geholfen hat, kann ich nicht sagen.

Ja, vor der Tür saß man an Sommerabenden zu gern; Tische und Stühle wurden zu der Bank, die als permanente Sitzgelegenheit vor wenig

Häusern fehlte, hinausgeschafft, dann kam Vater mit der Pfeife, Mutter mit dem Strickstrumpf und die Kinder zu fröhlichem Spiel. Ach, wie konnte man damals spielen! Waren alle beisammen und hatte man sich über die verschiedenen Wünsche geeinigt, wurde, als erste Programmnummer, „gemeelt“: „O Paul Ludwig, ticktack Ludwig, wo sall de stahn?“ oder noch poetischer: „Gele, meele, mile, mat, gah to School un lehr mi wat; häs wat lehrt, so kam to Hus un fang mi'n lütte Mus.“ War dann Nummer Vehn mit einem besonders kräftigen Stoß des Zeigefingers auf die Brust „abgemeelt“, begann das Spiel. Sehr beliebt war: „Mutter Maria, die Glocken, die läuten!“ — „Was hat das denn zu bedeuten?“ — „Der Hahn und all seine Hühner sind tot!“ — „Wer hat das getan?“ — „Wir alle, wir alle, wir alle!“ Und dann ging mit Lachen und Schreien die Verfolgung der Hühnermörder los, bis der Ungeschickteste eingefangen und mit gekreuzten Armen „aufgehängt“ wurde. Brächtig war auch das „Allegehr, allegehr, allemusti“, weil man jedesmal bei dem heißen Kampf um einen Sitzplatz so schön über- und unter einander purzelte. Dabei verging die Zeit im Fluge und es konnte vorkommen, daß erst die dröhnende Stimme unseres braven Nachtwächters Krause: „N—n—n de—e—e Klock hätt tein slahn! Tein is de Klock!“ Eltern und Kinder eiligt ins Haus trieb.

Ach, diese Nachtwächter waren doch eigentlich ganz prächtige Leute. Hörte man einen in der Stille der Nacht schon in weiter Ferne mit seinem

schweren Schritt und dem handfesten Knotenstock herankommen, dann überkam einen ein so behaglich-sicheres Gefühl: in diesen Augenblicken brachen gewiß keine Diebe ein. Freilich, mit Bedauern vernahm man dann sein „N—n—n de—e—e Klock“ immer leiser verhallen; nun konnten sie ja kommen! Noch unheimlicher war es, wenn er seine Stimme als Dampf sirene gebrauchen mußte. „Füa! Füa!“ Dann mußte jeder Hausbesitzer ein Licht ins Fenster setzen, zum Zeichen, daß er wach und zur Hilfe bereit sei. Der Notruf wurde schon Erwähnung getan. Nach dem Feuerruf des Nachtwächters hörte man es alsbald, „wimmern hoch vom Turm“; es war die Sturmglocke mit ihren unheimlichen Schlägen. Eine furchtbare Feuerbrunst brach am 3. Nov. 1875 bald nach Mittag in der Zuckerfabrik aus. Alle, die diese Schreckentage mit durchlebten, werden sie nicht vergessen haben. Tagelang wütete das entfesselte Element in den mächtigen siebenstöckigen Gebäuden; zweimal mußte eine Dampfspritze aus Hamburg herbeigerufen werden, (Itzehoe besaß noch keine), aber noch am 6. Nov. abends war man nicht sicher, ob es gelingen würde, den furchtbaren Brand auf seinen Herd zu beschränken. Einige Häuser auf der Burg hatten Feuer gefangen, ja selbst in Sude hatten brennende Zuckerstücke zwei strohgedeckte Häuser in Brand gesteckt. Hätte der Wind nicht die möglichst günstige Richtung, nach dem Brook zu, gehabt, wäre entweder die Neustadt, oder die Altstadt durch Entzündung des großen Biel'schen Holzlagers aufs höchste gefährdet ge-

wesen. Es war Gottes Gnade, daß unsere Stadt vor unabsehbarem Unglück bewahrt blieb.

Eine Art Fabrikstadt ist Itzehoe schon lange gewesen, wenn auch nicht von solcher Bedeutung wie jetzt. Von mehreren kleineren Fabriken kann es heißen: „Nur die Erinnerung blieb,“ besonders von denen in der Feldschmiede. Da gab es eine Spielkarten-Fabrik von Kroymann, jetzt Möbelschmied Stieper, eine Zündhölzerfabrik von Cordts, jetzt Schuhmacher Hellerich. Diese rotköpfigen Zündhölzer waren eine Neuheit, die anfangs mit viel Mißtrauen beehrt wurde. Man war so gewöhnt an die „langen Schwelsticken“, die eine nicht gerade sehr holde Jungfrau dienstbeflissen ins Haus brachte. Mit ihnen konnte man so schön „Lütt levst noch“ spielen. An diesen kurzen Dingerchen verbrannte man sich die Fingerchen. In dem Stahmer'schen Hause Feldschmiede Nr. 7 fabrizierte der alte Vater Walberg Tonpfeifen in allen möglichen Größen und Formen, eine Wonne für uns Kinder, denn es ließen sich so prächtig Seifenblasen mit ihnen herstellen. Außer ihm gab es noch einen Pfeifenmacher, Kasselmann in der Wallstraße, der nebenbei alljährlich in der Adventszeit in einem Hinterstübchen eine „großartige“ Weihnachtsausstellung von Spielsachen u. dgl. eröffnete, die von uns Kindern sehnsüchtig erwartet und mit höchster Bewunderung aufs gründlichste besichtigt wurde. Unsere jetzige Jugend würde sie wohl kaum eines Blickes gewürdigt haben. Oben in der Feldschmiede wohnte auch der als „Wattmohr, Kalkmohr, Salzmohr und Torfmohr“ be-

kannte Fabrikant all dieser nützlichen Dinge. Sein Ehrenname war übrigens „Trompetermohr“, weil er früher dänischer Dragoner gewesen war. Eine seiner Zwillingstöchter wurde später die Frau des noch nicht lange verstorbenen Herrn Langbrett, der neben einem Salzhandel einen kleinen Posten am Armenhause inne hatte. Dem Mohr'schen Hause gegenüber war ein Dragonerstell, dessen vierbeinige Bewohner in dem Feldschmiederteich getränkt wurden. Dahinter stand ein von Lehrer Jägermann bewohntes Häuschen, dem man allerlei Schlimmes nachsagte:

„Dem Jägermann sein Haus
Das steht in Gottes Hand,
Hat vorne keine Tür
Und hinten keine Wand“

Ob's wahr ist, weiß ich nicht, nur daß die Familie zeitweise unter ihrem großen Regenschirm schlafen mußte, ist Tatsache. Dieser „parapluie“ war dadurch ordentlich berühmt in der Stadt.

In der Gr. Paaschburg dort, wo jetzt der zum Restaurant „Doppelsee“ gehörige Garten sich befindet, stand ein Häuschen, dessen Bewohner, Hans Möppel, ein Vorfahr der in der Ritterstraße wohnenden Grünfrau S. Thießen ist. Diesem Hause gegenüber war das frühere Armenhaus, ein niedriges kleines Gebäude. Ein Armenblock stand als stummer Kollektant vor der Haustür; ein anderer, durchaus nicht stummer, sammelte regelmäßig in jedem Hause die 4 Schillinge Armengeld in seinen ledernen Beutel ein; wenn ich nicht irre, war es ein Juvalide von 1848, Kolmez,

dessen schwarzbehandschuhte rechte Hand von uns Kindern stets mit einer ehrfürchtigen Scheu betrachtet wurde. Wir wußten, daß sie aus Holz war und konnten nicht begreifen, daß er mit der linken und noch dazu so schön schreiben konnte.

Daß bei dem eben erwähnten Armenhause Izehoe nach der Seite hin zu Ende war, wird sich mancher kaum vorstellen können, und doch war es so. Dort, wo jetzt die Friedrich-, Kaiser-, Tal- und all deren Verbindungsstraßen sind, waren lauter Gemüsegärten und Kartoffelfelder. Zur Linken führte ein schmaler Fußsteig hindurch nach Freudental, von dem jetzt eigentlich nur das Vorderhaus als altherwürdiges, bemoostes Haupt an jene Zeiten erinnert. Doch, eine Merkwürdigkeit besaß Freudental: eine Badeanstalt, mit, ich glaube, zwei Badekarren; ich weiß nur nicht recht, worin man eigentlich badete. Zur Rechten begrenzte eine lange Reihe schöner Pappeln den Fußpfad, hinter dem wogende Kornfelder das Auge erfreuten. Dort wo jetzt der schöne von de Bos'sche Park immer wieder die Blicke der Vorübergehenden fesselt, bis hin zu der großen, tiefen Sandgrube, (jetzt Gärtner Winters) aus der ganz Izehoe mit schönem, weißem Sand versorgt wurde. Der alte Fuhrmann Jonas, mit seinem schneeweißen Haar und Bart, dessen einsames Häuschen „Jonaskate“ genannt, dort stand, wo jetzt die Fischbrutanstalt mit ihren romantisch gelegenen Teichen so manches Auge entzückt, der seine Holzmulde für 1 Schilling ganz voll Sand schaufelte und noch dazu an beiden Seiten so glatt strich, daß er wie weißer

Zucker aus sah, ist mir noch ebenso erinnerlich, wie ein Kollege von ihm, Mars Köhne, der freilich das gegenteilige Geschäft betrieb; er brachte nicht sauberen Sand ins Haus, sondern holte den unsauberen und was sonst noch auf die Straße befördert wurde, ab. Als sein gewiß nicht sehr hoffnungsvoller Sprößling, der noch dazu Ferdinand hieß, das nötige Alter erreicht hatte, zog der, mit Besen und Schaufel auf der Schulter und einem, wohl zur Aufnahme der fehlenden Weisheit weit offenem Munde, hinter der väterlichen Equipage her. Ich fragte, als ich ihn zum erstenmal sah: „Mutter, ist das der Drecksgehilfe?“

Unser damaliges Städtchen besaß aber auch noch andere Verkehrsmittel. In einem schönen zitronengelben Omnibus konnte man in drei Stunden an die nächste Eisenbahnstation: „Sackelshorn“ gelangen. Kam er rechtzeitig an, was nicht immer der Fall war, stand es einem frei, in einem der beiden einander gegenüberliegenden Wirtschaftshäuser: „Himmel“ oder „Helle“ Einkehr zu halten. Meistens wurde leider die „Hölle“, wie man schändlicher Weise den Namen berichtigte, gewählt, denn man versicherte, der „Himmel“ verdiene seinen schönen Namen durchaus nicht. Wollte man sich Wilster einmal ansehen, so bot ein ebenso gelber Kollege seine Dienste an; sollte es gar nach Rendsburg gehen, mußte man sich schon tags vorher einen Platz in der vierstigen Diligence (Diligence zu deutsch Emsigkeit) mit dem lustig blasenden „Schwager“ auf dem Bock sichern. Wie unsere Autos wohl die Nase gerümpft hätten

über diese emsigste aller emsigen Kutschen! Als Itzehoe dann selbst zur Bahnstationsbesitzerin aufgerückt war, konnte man sich in einem langen braunen Omnibus von und nach dem Bahnhof, jenseits des Deltors, fahren lassen, mit und ohne Gepäck. Letzteres war sicherer, denn ersteres konnte unter Umständen unangenehm werden, wie ich aus Erfahrung weiß. Hatte mir einmal eine liebe Freundin beim Abschied heimlich eine Flasche Johannisbeersaft in den Reisekorb gesteckt. Ob dem nun die noch nie erlebte Eisenbahnfahrt zu lang geworden war, oder ob er sich sonst unwohl fühlte, genug, er machte sich bemerkbar: „Glück, glück, glück, glück!“ Es klang fast wie „Freiheit, die ich meine!“ und — da hatten wir die Versicherung! Entsetzt sprangen die Damen in die Höhe und auf die Sitze, um ihre Kleider vor der roten Flut zu retten, und ich stand dabei, wie ein begossener Hundel. Na, es ging sonst noch glimpflich ab, aber — ich möchte es doch nicht noch einmal erleben.

Endlich muß hier noch ein besonderes „sanftes“ Beförderungsmittel genannt werden, die grüne „portechaise“ die aber für uns gewöhnliche Menschenkinder viel zu vornehm war. Ach, wie manchesmal sahen wir mit begehrlichen Blicken diesem sonderbaren Tragstuhl nach, wenn die beiden Träger mit ihm in einem vornehmen Hause verschwanden. Wir schlichen wohl gar hinterher, um durch einen Türspalt zu beobachten, wie der obere Deckel geöffnet wurde, damit die in die ebenfalls offene Bordertür hineinschlüpfende Dame nicht ihre

Haube oder ihr Haupt zerdrücke. Dann klappten die Männer den Deckel wieder zu und fort ging es mit ihrer Last in gleichem Schritt und Tritt. Wer es doch nur einmal so gut hätte, dachten wir. Besonders häufig wurden die Säufsten bei einer großen Gesellschaft oder einer sonstigen feierlichen Gelegenheit in anspruch genommen, so bei der sog. Julienstiftausstellung. Als unser Krankenhaus noch nicht städtisch war, bedurfte es sehr der Unterstützung durch Liebesgaben. Um solche recht flüssig zu machen, wurde alljährlich vor Weihnacht eine Auktion mit nachfolgender Verlosung veranstaltet und damit eine bedeutende Einnahme erzielt. Die hierzu geschenkten Gegenstände und Handarbeiten aller Art von zum Teil großen Wert und künstlerisch schöner Ausführung, wurden an einem Sonntag in dem Konventsaal auf dem Klosterhof ausgestellt und konnten gegen Eintrittsgeld besichtigt werden. Der Andrang Schaulustiger war gewöhnlich groß, besonders zwischen 6 und 7 Uhr. Dann erschien nämlich die alte, so sehr verehrte und geliebte Prinzessin Juliane, und das war der Höhepunkt des Abends. Ihre Hoheit war sehr kinderlieb und plauderte gern ein Weilchen mit den Kleinen. So wurden denn alle möglichst nach vorn befördert, wenn die hohe Dame erschien, sie bildeten Spalier und knickten so gut oder so schlecht sie konnten. Ich suchte mich immer möglichst hinter die anderen zu verkriechen, um nur ja nicht gesehen zu werden! Habe ja zeitlebens die Vorliebe für solch ein Mauseloch zum Verschwinden behalten. Unser

lieber Vater, der sehr geschickt in allerlei Handfertigkeiten war, hatte zweimal eine ganz allerliebste Puppenstube zu dieser Auktion gestiftet, alles selbst gearbeitet, sogar die reizenden Möbel, während weibliche Hände die Zieraten und die Anzüge der kleinen Familie anfertigten. Einmal wurde diese Puppenstube von der Prinzessin gekauft und daher auch sehr gut bezahlt. Das war eine große Freude für unseren Vater.

Unsere liebe Heimatstadt ist mehr als einmal von erschütternden Ereignissen, teils trauriger, teils freudiger Art, heimgesucht worden. Von dem gewaltigen Brande der Zuckerfabrik war schon die Rede; die Erinnerung daran ist noch bei vielen lebendig. Auch das furchtbare Unwetter am 4. August 1879 werden alle, die es erlebten, nicht vergessen haben. In früher Morgenstunde beginnend, tobte es mit kurzen Unterbrechungen bis gegen Mittag. Schon die unheimliche Dunkelheit, die bei manchen den Glauben erweckte, daß es noch Nacht sei, ließ schlimmes vermuten. Gegen 7 Uhr brach denn das Gewitter los, und bald ging ein Hagelschauer nieder, der alles zerstörte und vernichtete, was in seinem Bereich lag. Gärten und Felder boten den Anblick traurigster Verwüstung, aber fast ebenso schlimm sah es in den Straßen aus. Die meisten nach Westen liegenden Fensterscheiben, dazu die Dächer der Treibhäuser am Coriansberg (jetzt Gärtner Wenn) und in Heiligenstedten und der Stoutsfabrik vorm Delftor waren kurz und klein geschlagen. Es währte mehrere Wochen, bis alle Schäden geheilt waren,

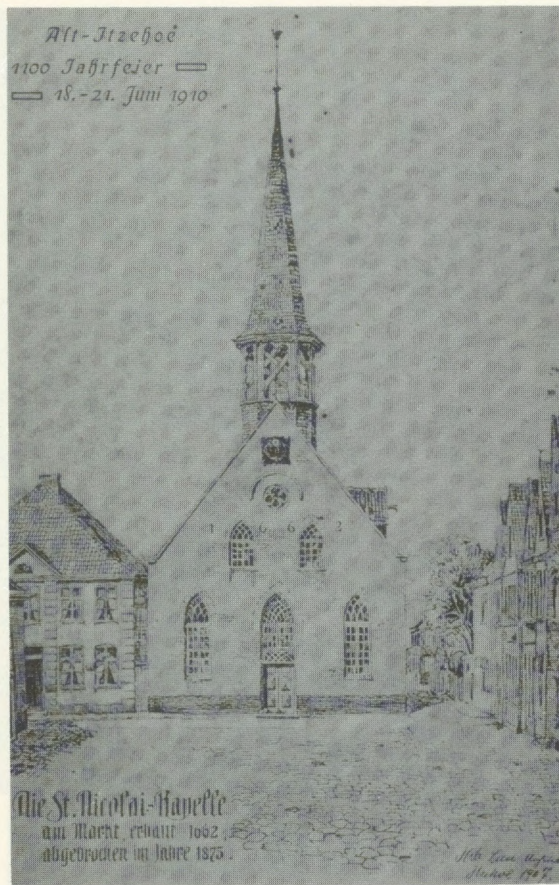


Bild zu Seite 22
St. Nicolai Kapelle Markt / Neustadt

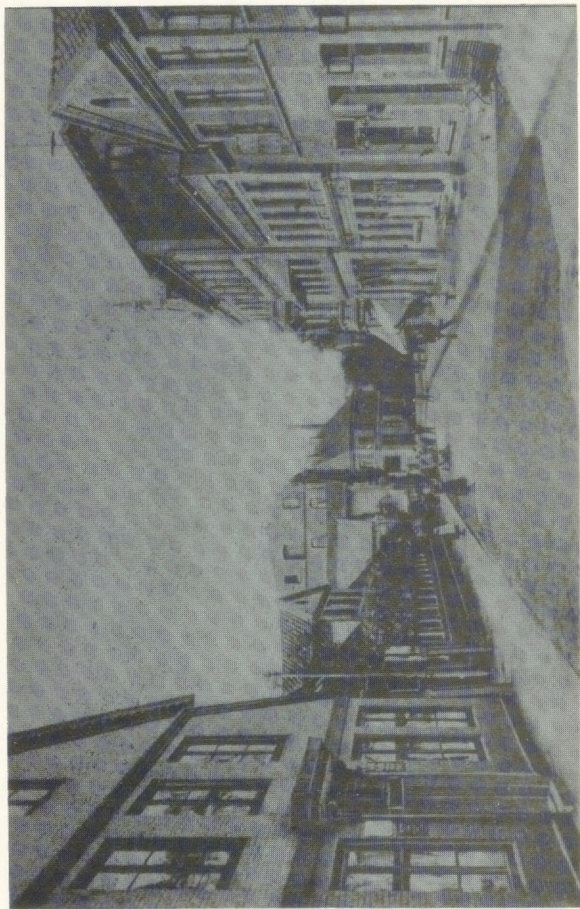


Bild zu Seite 26 / 27
Links im Bild das Haus von Trompeten Mohr
(Salzfabrik)

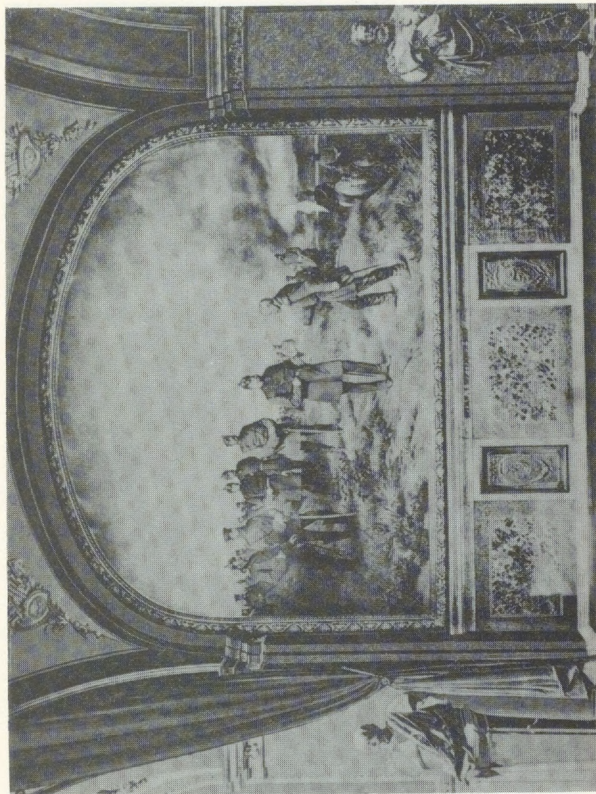


Bild zu Seite 41
Sedan 1. September 1870

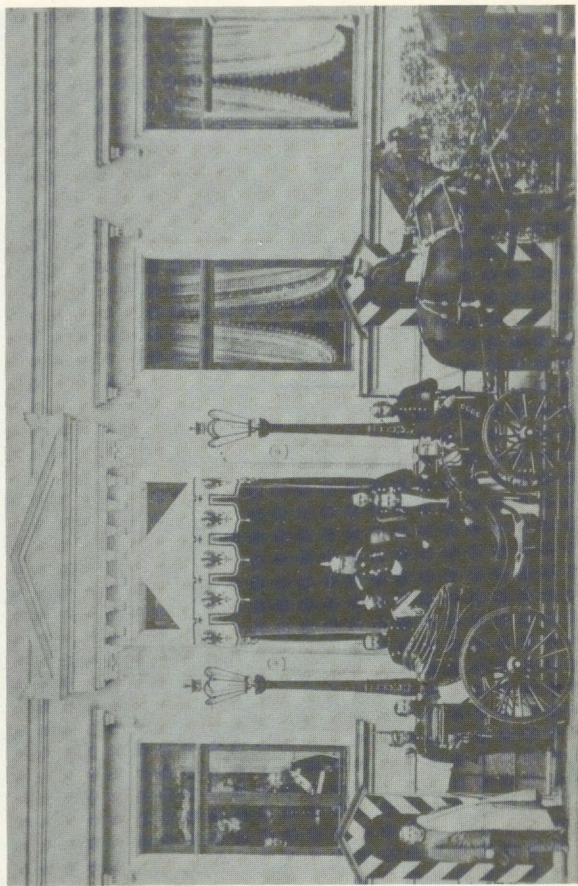


Bild zu Seite 45 / 46
Kaiser Wilhelm I. in Itzehoe / Westerhof

denn in Itzehoe waren weder Glas noch Glaser genug vorhanden; es mußten die Nachbarstädte, sogar Hamburg, zu Hilfe gerufen werden. Aber nicht nur der Hagel, auch die dreimal niedergehenden Wolkenbrüche richteten arge Verwüstungen an. Die Straßen waren zeitweise völlig unpassierbar, Keller und niedrig gelegene Wohnräume standen unter Wasser und in die Heiligenstedtener Chaussee, dort, wo der Weg nach dem Arbeits- hause abbiegt, hatten die Fluten mitten hindurch ein breites tiefes Loch gerissen. Es mußte eine Notbrücke über die gähnende Tiefe gelegt werden, um den Verkehr aufrecht erhalten zu können, und lange Zeit verging, bis das Riesenloch wieder gestopft war.

Ueberaus verheerende Wirkungen hatte auch der orkanartige Sturm im Februar 1894. Viele werden daran gedenken, wie weite Strecken unserer herrlichen Nadelwälder einem Schlachtfelde glichen, auf dem die Baumleichen zu Tausenden hingestreckt lagen. Der jammervolle Anblick hat selbst starken Männern Tränen in die Augen getrieben. Ein Blitz traf damals die Coriansberger Mühle und legte sie in Asche.

Und nun soll auch noch eines Ereignisses gedacht werden, das viel weiter zurück liegt, und vielleicht nicht vielen mehr erinnerlich ist. Es war der 17. Juli 1856 ein warmer, sonniger Sommertag, und da der Nachmittag schulfrei war, zog eine ganze Schar munterer Kinder hinaus ins Breitenbürger Gehölz, um Beeren zu pflücken, unter ihnen die kleine Ida Busch, ein besonders

liebliches, fröhliches Mädchen. Die Kleine hatte sich lange auf diesen Ausflug gefreut, den sie zum erstenmal mitmachen durfte. Munter und frisch, ein Bild blühender Gesundheit, verließ sie das Elternhaus ach, und wie kehrte sie heim! — In einem Augenblick, als Ida allein etwas tiefer in den Wald gelaufen war, wurde sie plötzlich von einem Dachs überfallen, der das arme wehrlose Kind entsetzlich zürchtete. Die auf das Angstgeschrei herbeieilenden Gefährten vermochten nicht zu helfen, erst einem von ihnen herbeigeholten Holzarbeiter gelang es, das wütende Tier mit Spatenhieben zu vertreiben. Aber wie sah die kleine Ida aus! Aus unzähligen Wunden am Kopf, an Armen und Beinen blutend, die Kleider in Fetzen gerissen, lag sie, vor Schmerzen wimmernd, am Boden. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ein Wagen zur Stelle war, der das unglückliche Kind langsam heim brachte zu den ensetzten Eltern. Wie ein Lauffeuer hatte die Kunde von dem graufigen Ereignis die Stadt durchweilt; überall standen die Leute auf den Straßen in Gruppen beieinander, voll Teilnahme und Mitleid das Furchtbare besprechend. Es war bekannt geworden, daß der Dachs, der inzwischen erschossen worden, toll gewesen sei; somit war ja das Schlimmste zu befürchten. Wunderbarerweise schien diese Besorgnis aber unbegründet zu sein. Die vielen Wunden heilten auffallend schnell, auch das übrige Befinden der Kranken besserte sich bei sorgfältiger ärztlicher Behandlung und guter Pflege so sehr, daß die kleine Ida nach einigen Wochen fast wie früher

spielte und sang. Die Eltern waren übergelukkig, und die ganze Stadt teilte ihre Freude; nur der Arzt hatte im stillen noch große Sorge. Er mußte, daß die schrecklich Tollmut noch nach Monaten zum Ausbruch kommen könne. Und er sollte mit seinen Befürchtungen leider recht behalten. Fast ein Vierteljahr nach jenem 17. Juli ging wieder eine Schreckenskunde von Haus zu Haus, erst wollte man's nicht glauben, aber bald wurde es allen zur Gewißheit: Ida Busch war von der Tollmut befallen. Nur wenige Tage noch, dann erlöste Gott die arme Kleine von ihren Qualen. Unser lieber Propst Bersmann, der ihr die Leichenrede gehalten, erzählt in seinem „Sonntagsboten“ ausführlich von dem geduldigen Leiden und seligen Sterben der kleinen Ida. Mit dem Gebet:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn“

ist sie entschlafen, sich selbst zum Heil, den trauernden Eltern zum Trost. Die alte reichlich 90jährige Mutter weilt noch unter uns.

Doch nun sollen freundlichere Bilder an die Reihe kommen. Sie steigen vor mir auf aus den Tagen der ersten Jugend, aber ihre leuchtenden Farben sind noch nicht verblaßt. Möchte meinen lieben Lesern bei Beschauen das Herz so warm werden, wie es mir in der Erinnerung wird.

Am 15. November 1863 starb unser damaliger Landesherr: König Friedrich VII. Ganz Schleswig-Holstein atmete auf, denn dieser Tod be-

deutete für uns den Anbruch einer neuen Zeit. Was der Dichter unsers herrlichen Schleswig-Holstein-Liedes voll Hoffnungsfreudigkeit geweissagt hatte, es sollte nun in Erfüllung gehen: der „schön're Morgen begann zu tagen.“

Unser angestammter Herzog, Friedrich von Augustenburg, war sofort auf dem Plan; sein weltbekanntes Wort: „Mein Recht ist eure Rettung!“ fiel als zündender Funke in tausende von Herzen und hoch auf lohten die Flammen der so lange niedergehaltenen Begeisterung: „Schleswig-Holstein, up ewig ungedeckt, unter seinem Herzog Friedrich VIII“, das war die Losung, und sie ward jubelnd aufgenommen von alt und jung. Doch ich will keine Geschichte unseres Landes schreiben, sondern Geschichten aus unserer Stadt. Auch in ihr stand der Patriotismus in voller Blüte. Der „Schleswig-Holsteinische Verein“, dem zahlreiche Beamte und Bürger angehörten, hielt regelmäßig seine Versammlungen und entfaltete eine rege Tätigkeit. Als Herzog Friedrich gegen Ende des Jahres in Kiel eingezogen war, entsandte der Verein eine Deputation, wie die meisten Orte, ihm die Huldigungsadresse unserer Stadt zu überbringen. Auch unser Vater gehörte zu den Auserwählten, und wir alle sahen in freudiger Aufregung dem großen Tage entgegen. Der fast vergessene Frack wurde aus des Schrankes tiefsten Gründen hervorgeholt und so lange gebürstet, bis auch die schärfste Brille ihm nichts mehr nachsagen konnte. Als dann noch das weiße Halstuch umgelegt und die ungewohnten weißen Handschuhe übergequält waren,

da sah unser lieber Vater so feierlich aus, daß wir ihn mit ehrfürchtiger Scheu betrachteten. Ach, und was hatte er nach der Heimkehr nicht alles zu berichten! Von der herzegewinnenden Freundlichkeit des Herzogs, wie von der Lieblichkeit seiner Töchter, besonders der fünfjährigen Prinzessin Auguste Viktoria, unserer jetzigen geliebten Kaiserin. Auf mein junges Herz, das in schwärmerischer Verehrung für „unsern Herzog“ schlug, machte dies alles einen unauslöschlichen Eindruck. Doch es sollten noch größere Freudentage kommen. Was wir lange ersehnt und gehofft hatten, das geschah: Herzog Friedrich kam nach Itzehoe! Wir haben vor wenig Monaten erst unser Jubelfest gefeiert, ob mit höherer Begeisterung und mit mehr echter Herzensfreude, als damals den Besuch unsers Herzogs, glaube ich kaum. Wohl mögen die Veranstaltungen, die Ausschmückung der Häuser u. dgl. damals weniger großartig gewesen sein, aber die Anteilnahme der Einzelnen war eine tiefere, heiligere. Es war ja die innige Liebe zu dem angestammten Fürsten, die alles weihte und verklärte. Ich sehe ihn noch lebendig vor mir, den edlen Mann, wie er langsam durch die Straßen fuhr, das ernste Antlitz von stiller, tiefer Freude verschönt. Und wir jubelten ihm zu, wie alle es taten, und warfen Blumen und waren selig, wenn ein Blick, ein Gruß uns ward. Unser Propst Versmann hatte die Ehre, an der Seite des Herzogs die Fahrt durch die Stadt mitzumachen; vor seinem Hause wartete des hohen Gastes ein besondere Ueberraschung. Unter der prächtigen Linde vor dem

Hauptpastorat standen und lagen etwa 50 junge Mädchen und Kinder malerisch gruppiert, alle in weißen Kleidern mit Schärpen in den Landesfarben, alle mit Laub- und Blumenguirlanden in den Händen. Hinter ihnen, auf erhöhten Stand, saßen die drei schönsten Jungfrauen: Fräulein Clara Pfingsten in Blau, Fräulein Emma Alsen in Weiß und Fräulein Sophie Lindemann in Rot, mit Blumenschmuck im Haar, zwischen sich das große Landeswappen Schleswig-Holsteins. Es war ein überaus liebliches Bild, das noch in der Erinnerung die alten Herzen höher schlagen läßt.

Dieser schönen patriotischen Feier folgte bald noch eine am Geburtstagsfeste des Herzogs, dem 6. Juli. Schon am frühen Morgen wehten die blau-weiß-roten Fahnen von fast allen Häusern; es war, als könne man sich nicht satt sehen an dem so lang und so schmerzlich entbehrten Anblick der teuern Landesfarben. Nachmittags gab's Konzert auf der Amönenhöhe, das bei dem herrlichen Wetter von vielen Hunderten besucht wurde. Wer das bunte Gewimmel all der frohen Menschen betrachtete, hatte den Eindruck, daß hier ein Volksfest im besten Sinne des Worts gefeiert wurde, und dieser Eindruck blieb bei der am Abend stattfindenden allgemeinen Illumination. Ein Jahr später stand die Sache Herzog Friedrichs schon ganz anders. Die öffentliche Feier seines Geburtstags, das Ausstecken von Fahnen zc. war verboten. Aber seine Getreuen wußten sich zu helfen. Durften draußen keine Fahnen hängen, so doch drinnen. Kleine blau-weiß-rote Fähnchen

wurden an den Gardinen befestigt, so viel Blumen auf die Fensterbretter gestellt, als man nur unterbringen konnte, und am Nachmittag zogen kleine Gesellschaften durch unsere schönen Wälder, tranken Kaffee auf der Amönenhöhe, und waren einmal wieder so recht von Herzen froh. Es war ja auf all das Treiben und Blühen ein Reif in der Frühlingsnacht gefallen. Herzog Friedrich hatte Schleswig-Holstein wieder verlassen und mit Bangen sah man dem Ende der Verwicklungen entgegen. Uns war damals ja noch das herrliche Ziel der Friedensgedanken Gottes verborgen, und viele, viele konnten sich nicht darin finden, daß durch ihre Gedanken, Wünsche und Hoffnungen ein dicker Strich gezogen werden sollte.

Das traurige Kriegsjahr 1866 brachte auch unserer Stadt allerlei Aufregung, die bei der Jugend freilich nicht so tief ging. Uns interessierten vor allem die hier einquartierten Oesterreicher in ihren malerisch-schönen Uniformen und mit ihren, uns oft so fremd anmutenden Sitten. Noch höre ich das unzählige Male vernommene „Kiß de Hand, gnä's Fräuln!“, das uns zuerst köstlich amüsierte. Ganz wunderbar schön war oft ihr Gesang, besonders wenn Tyroler oder Italiener dabei waren. Wie manches Mal, wenn sie in aller Frühe zum Aus- oder Abmarsch angetreten waren, weckten uns ihre schönen Lieder, die den Quartiergebern, die ihre braunen, schwarz-äugigen „Jungen“ so gern gehabt hatten, zum Dank und Abschied gesungen wurden; wie oft haben wir, im Nachtgewand hinter den Vorhängen

verborgen, andächtig ihren Weisen gelauscht: „Zu Mantua in Banden“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Es war auf Jütlands Auen“, oder „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“, und ihnen nachgeschaut mit dem Gedanken: wer weiß, wie bald auch das Morgenrot zum frühen Tode leuchten wird. Die Schlachtfelder von Nachod und Königgrätz könnten davon erzählen.

Anlaß zu allerlei komischen Szenen gaben mitunter die Gerichte, mit denen die einquartierten Oesterreicher bewirtet wurden. So hatte eine brave Hausfrau ihrem Kostgänger einmal ihr eigenes Leibgericht: Schwarzsauer mit buchweizen Klößen, gekocht und freute sich schon im voraus, zu sehen, wie es ihm schmecken würde. Aber, o weh! Mit entsetzten Blicken starrte der tapfere Krieger auf das schwarze Gericht und als nun gar seine Hauswirtin ihm damit den Teller füllte und mit dem freundlichsten Lächeln zum Essen einlud, da sprang er vom Stuhl auf, machte rechtsum kehrt und — fort war er. Was er nachher seinen Kameraden erzählt hat, das will ich lieber nicht weiter sagen. Auch unser schönes Roggenbrot behandelten die meisten mit andauernder Verachtung; es war ihnen auch wohl zu schwarz. Dagegen wußten ihre Feldbäcker ihr eigenes Fabrikat bald bei den Ipehoern beliebt zu machen. Noch nach Jahren wurde dies „Oesterreichische Brot“ gern gekauft und gegessen.

Und nun noch einige Lichtbilder aus den Kriegsjahren 1870—71. Ich sage ausdrücklich Licht-

bilder. Von all den trüben und dunkeln, an denen es auch in unserer Stadt nicht fehlte, will ich den Schleier nicht lüften. Wozu die Herzensmunden wieder aufreißen, die Gottes milde Hand im Lauf der Jahre geschlossen hat.

Die hohe Begeisterung, die durch die Kriegserklärung in ganz Deutschland „vom Wasgau bis zum Niemen“ entfacht war, erfüllte auch die Herzen der Frauen, ja sogar der Kinder, und suchte sich in mancherlei Weise zu betätigen. In den Schulen wurden Berge von Scharpie gezipft, in den Familien lange, lange Binden genäht, auch blaue Flanelljacken, und wer nicht viel nähen konnte, strickte Socken und Strümpfe. Es war rührend, wie einerseits ganz kleine Fingergchen sich eifrig regten, die Leinenläppchen zerpflücken zu helfen, andererseits manch altes Großmütterchen noch einmal die Stricknadeln in ihren zitternden Händen klappern ließ. Und dann kam der große Freudentag, der 2. September mit seiner Jubelkunde: „Besiegt und geschlagen das große Heer, und der Kaiser, der Kaiser gefangen!“ Was für unvergeßliche Eindrücke brachte doch dieser Tag! Wer ihn mit erlebt hat, dem werden sie alle noch lebendig vor der Seele stehen. Wie durchzuckte es doch die Herzen, als es eben vor 10 Uhr plötzlich vom Turme erscholl: „Nun danket alle Gott!“ Daß etwas Großes, viel Größeres noch als all das Wunderbare, das wir schon erlebt hatten, geschehen sein mußte, ahnten alle. Und da stürzten die Kinderscharen auch schon aus den sofort geschlossenen Schulen und riefen und

schrien durch die Straßen: „Napoleon und seine große Armee sind in Sedan gefangen genommen!“ Und der Jubel wurde aufgenommen und fortgepflanzt von Mund zu Mund. In unglaublich kurzer Zeit prangte die ganze Stadt im Flaggen- und Schmuck die Fabriken, die Kontore, die Werkstätten wurden geschlossen, alle, alle sollten feiern, sollten sich mitfreuen der großen „Wendung durch Gottes Fügung“. Man glaubte ja so gewiß, dieser herrliche Sieg müsse den Krieg beenden und den heißersehnten Frieden bringen, darum die Freude so tief und allgemein. Daß abends illuminiert wurde, war selbstverständlich. Was in den Läden nur an Lichtern aufzutreiben war, mußte herhalten, an jedem Fenster brannten 2, 3, 4, ja 6 und 8, und selbst in der kleinsten Hütte zeigte sich ein „liebend Paar“. Dazwischen konnte man allerlei sinnigen Schmuck von Blumen, Büsten und Transparenten bewundern. Wie alles so schnell zustande gekommen war, wußte niemand; die Liebe macht eben erfinderisch und die Freude leiht ihr Flügel. Aber auch der Dank an den, der uns so großes getan, wurde nicht vergessen, nicht im Stillen und nicht öffentlich. Auf dem Marktplatz gab unser lieber Pastor Castens ihm Ausdruck in einer herzbeweglichen Rede, und die Liedertafel samt der vielhundertköpfigen Menge sangen und jubelten ihn hinauf zum sternbesäten Himmel.

Daß alsbald auch eine Anzahl Gedichte, gute und schlechte, wie Pilze aus der Erde schossen, und die Zeitungen unsicher machten, braucht wohl

kaum erwähnt zu werden, das ist ja allemal so, wenn etwas los ist, besonders im Frühling. Viel hat sich leider meinem Gedächtnis nicht davon eingepägt. Nur ein nettes Rätsel möchte ich hier weitergeben, das allerdings nicht allen Lesern verständlich sein wird. Es lautet:

„Pourquoi Napoléon ne peut il plus mordre?“
und die Lösung:

„Parce-quit a perdu ses dents“ (Sedan.)

Der „zahnlose“ Napoleon wurde bekanntlich nach Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel gebracht und seine Soldaten wurden nach Deutschland spazieren geführt, freilich nicht so, wie sie sich zu Beginn des Krieges gedacht hatten, eine ziemliche Anzahl auch in unsere Gegend, nach dem damals neu entstehenden Lockstedter Barackenlager. Dort übten die bezopften Zuaven und die rothosigen Turkos eine ähnliche Anziehungskraft wie jetzt die Aethiopier in Hagenbecks Tierpark. Es begann eine förmliche Völkerwanderung nach dem Lager, zu Fuß, zu Wagen und per Bahn kamen sie von nah und fern, um sich die armen, elend und verhungert aussehenden Gefangenen in ihren nicht sehr salonsfähigen Uniformen zu ansehen. Eines Tages durften auch wir mit. Zuerst machten wir's wie Hans Ohm und sin Frau in Sophie Detlefs' „Fahrt na de Fsenbahn“: „se beseegen Stück vör Stück, de Baracken un ok de Mannslüd sik;“ natürlich die letzteren am angelegentlichsten. Da gab's wirklich allerlei Interessantes zu sehen. Hier saßen eine Menge und schälten Kartoffeln, dort hielten einige Revue

über eine ganze Armee eben gewichster Stiefel, andere bearbeiteten gar im Waschfaß ihre intimsten Kleidungsstücke; noch andere hängten solche an die Leine, doch konnte man nicht recht erkennen, ob die aus dem Seifenbad heraus kamen, oder erst hinein sollten. Aus einem offenen stehenden Raum drangen allerlei besondere Düfte heraus. Aha, hier ist die Küche! Also schleunigst hinein. Richtig, da stand auch der „Koch“ am Herd, mit der gleichen blauen Schürze wie seine Kameraden, und rührte mit einem „Zeugpfahl“ in einem riesigen eingemauerten Kessel herum, aus dem die erwähnten Düfte aufstiegen. Der braune Büstensohn betrachtete uns ebenso neugierig wie wir ihn. Plötzlich grinste er, daß die Ohren Bisiten bekamen. Ob er in unsern Mienen die Glausbitte: „Laß mich kosten das rote Gericht“ zu lesen glaubte? genug, der Zeugpfahl wurde mit seiner ungeheuerlichen Schöpfvorrichtung aus dem Kessel gehoben und uns samt seines breiigen Inhalts präsentiert mit einem einladenden: „Voulez-vous, madame?“ Nein, wir voulez-vous-ten durchaus nicht, nickten dem wohlmeinenden Koch unser „merci, merci!“ zu und verschwanden schleunigst auf Nimmerwiedersehen.

Der Friedhof an der einen Seite des Lagers hatte damals nur noch ganz wenig Gräber; wie bald sollte er sich füllen! Die schwarzen Bodenbrachen aus unter den armen Soldaten und rafften einen großen Teil dahin. Später kam die furchtbare Seuche ja auch nach Ikehoe und

brachte Trauer und Herzeleid in unzählige Häuser und Herzen, auch in die unsern.

Zum Schluß möge es mir nun noch gestattet sein, ein ganz persönliches kleines Erlebnis zu erzählen aus den Tagen des Kaisermanövers im September 1881. Es wirft ein helles Licht sowohl auf die Herzensgüte wie auf das großartige Gedächtnis und Erkennungsvermögen unsers alten Kaisers, das so oft zur Verwunderung Anlaß gegeben hat.

Wie Ikehoe diese Kaijertage gefeiert hat, wird so vielen ihrer Bewohner erinnerlich sein, daß ich davon schweigen darf.

Mir war es leider nicht möglich, viel von dem Schmuck der Straßen und der Illumination am Abend zu genießen, aber den Kaiser einmal sehen zu dürfen, war mein heißer Wunsch. Wie groß war daher meine Freude, als es bekannt wurde: der Kaiser kommt durch die Feldschmiede! also auch an unserm Hause Nr. 11 vorbei! Schon lange vor der angesagten Zeit war ich auf meinem Posten vor der Haustür, in der Hand ein Kornblumensträußchen, des Kaisers Lieblingsblume. Zwar war es untersagt worden, Bukets in den Wagen zu werfen, weil das ehrwürdige greise Haupt leicht verletzt werden könnte; dennoch hoffte ich, mein Sträußchen anbringen zu können. Zwischen die Blumen hatte ich ein zusammengerolltes Zettelchen gesteckt, auf dem stand geschrieben:

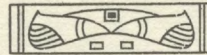
„Des Volkes Recht mit Deiner Kron',
Des Volkes Lieb' um Deinen Thron,

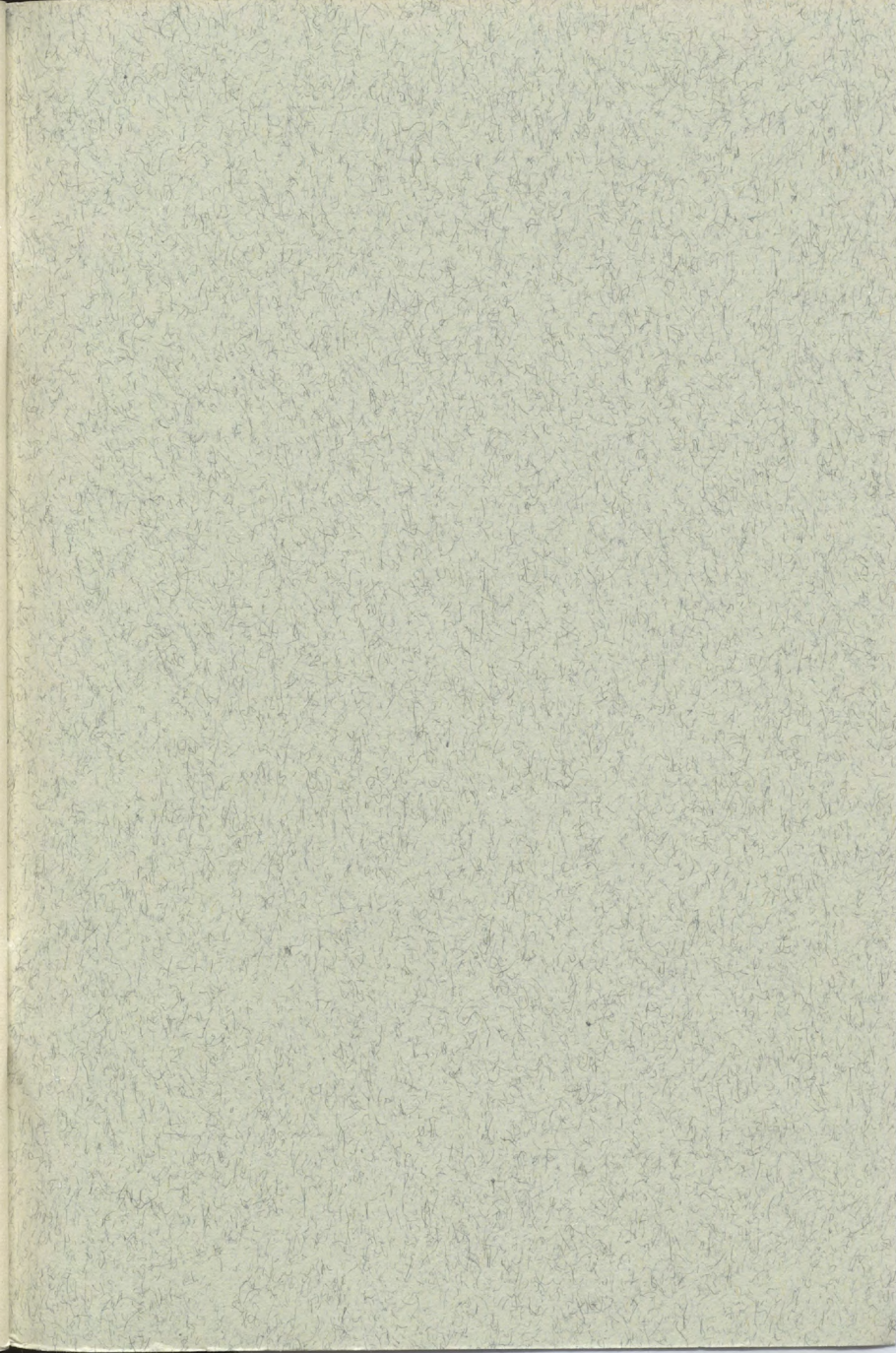
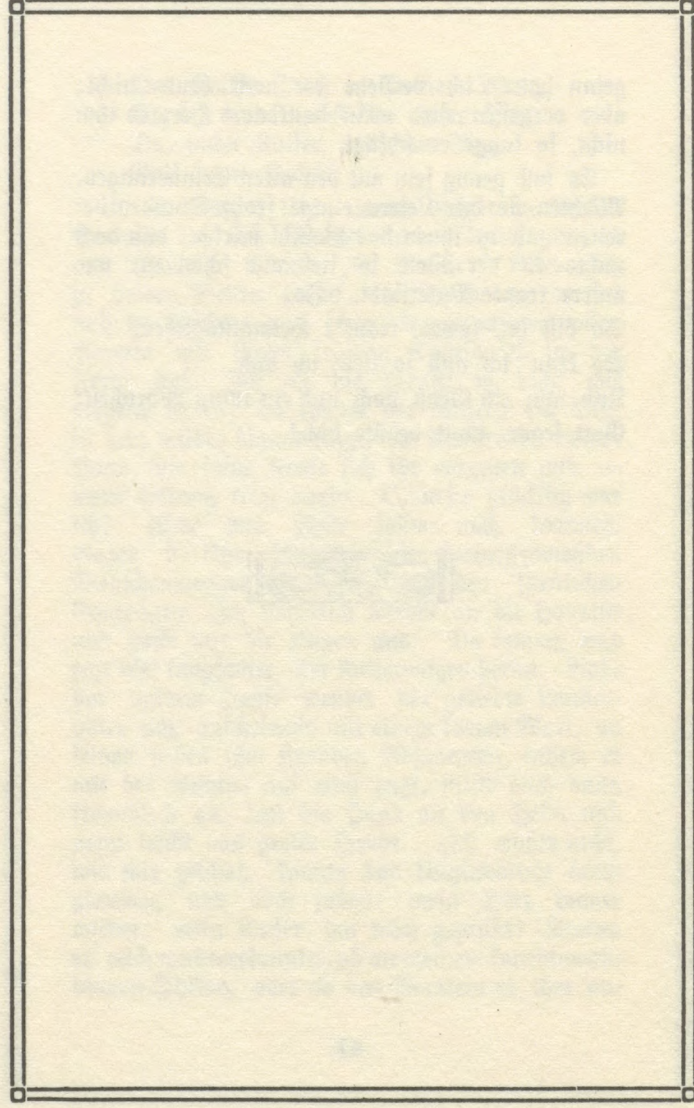
Des Volkes Trost in Deinem Wort,
So bist und bleibst Du unser Hort,
Du, unser Kaiser, reich an Sieg,
Gott segne Dich!"

Es war fast 9 Uhr; immer dichter wurde das Gewoge auf den Straßen und plötzlich ging es von Mund zu Mund: „Er kommt!“ Alles wich zu beiden Seiten zurück, die Straße wurde frei und da tauchten auch schon die vier wundervollen Rappen mit ihrem leichten Tanzschritt in der Ferne auf. Ich an die Straße so dicht wie möglich heran; da kommt der Kaiser; ein Blick in sein mildes blaues Auge, ein Ausstrecken meiner Hand, die seine streckt sich ihr entgegen und — mein Strauß liegt darin. O, wie glücklich war ich! Aber das Beste sollte noch kommen. Gegen 2 Uhr kündeten die herbeiströmenden Menschenmengen die Rückkehr der fürstlichen Equipagen. Ich natürlich wieder an die Haustür und gucke mir die Augen aus. Da kommt, und jetzt viel langsamer, der Kaiserwagen heran. Nahe vor unserm Hause wendet der geliebte Landesvater sich, anscheinend mit einem kurzen Wort, an seinen neben ihm sitzenden Adjutanten, indem er mit der Rechten auf mich zeigt, blickt mich dann freundlich an, legt die Hand an den Helm und neigt leicht das greise Haupt. Ich wußte nicht, wie mir geschah, konnte das Unglaubliche kaum glauben, und doch jubelte mein Herz immer wieder: mein Kaiser hat mich begrüßt! Woran er mich wiedererkannte, ob an meinem kornblumenblauen Schlips, oder ob das Berslein es ihm an-

getan hatte, ich verstehe es noch heute nicht; aber vergessen wird mein dankbares Herz es ihm nicht, so lange es schlägt.

Es soll genug sein mit den alten Erinnerungen. Möchten sie den Lesern einige frohe Stunden bereiten und in ihnen das Gefühl stärken, daß doch nichts in der Welt so lieb und schön ist, wie unsere traute Vaterstadt. Ja,
So bist du, liebes, trautes Heimatstädtchen,
So kenn' ich und so lieb' ich dich.
Und nun ein Gruß noch und ein innig Wörtchen:
Gott segne, Gott behüte dich!





Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe